

Bernd Niquet

Jenseits des Geldes

ERSTER TEIL

Engelsdorfer Verlag

Leipzig

2011

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://www.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86268-408-3

Lektorat: Birgit Rentz, Itzehoe
Copyright (2011) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

18,00 Euro (D)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Meinen beiden Töchtern Leonie und Franzl gewidmet

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Du fragst, warum dir der eine von uns
näher steht als der andere?!

*„Neue Art von Biographie: rein seelisch. Wie die Seele
versucht Ausdruck zu finden.“*

Oswald Spengler

*„Wer es nicht fühlt, dem kann man es nicht
begreiflich machen.“*

Franz Kafka

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Es ist mitten in der Nacht, als ich es erfahre. Die Maschine mit meiner Tochter Lisa und ihrer Mutter Jenny an Bord sei auf dem Rückflug von den Kanaren abgestürzt. Noch wäre nichts klar. Doch ich weiß sofort, was los ist. Schon zwei Mal habe ich bisher so einen Schnitt erlebt. Das war stets schrecklich, aber ich werde auch das dritte Mal überleben.

Jetzt fängt erneut ein neues Leben an, denke ich sofort. Bei aller Trauer spüre ich gleichzeitig jedoch auch so etwas wie eine Erleichterung. Denn jetzt darf ich das, was mir schon so lange auf der Seele liegt, endlich aussprechen. Ich muss es nicht länger für mich behalten. Ich muss nicht mehr schweigen.

Als sich abzeichnete, dass Jenny und ich zusammenbleiben und heiraten würden, kam natürlich auch das Thema Kinder aufs Tapet. Und da habe ich Jenny gesagt, dass ich indifferent sei. Ich fand zwar, dass das schrecklich nüchtern klang, doch ich liebte diesen Fachausdruck meiner Profession damals einfach zu sehr. Wenn es nach mir ginge, habe ich gesagt, müssten wir keine Kinder haben. Aber wenn du gerne willst, dann ziehe ich mit. Und Jenny wollte.

Dabei mag ich eigentlich gar keine Kinder. Mich nervt der Lärm und das Herumgewusle. Auch kann ich mit ihnen gar nichts anfangen. Es gibt nur eine Ausnahme: Meine eigene Tochter liebe ich über alles. Lisa darf, was andere nie dürften, und sie stört mich nicht einmal. In Lisa war ich schon vernarrt, als sie noch gar nicht auf der Welt war.

Gleich nach unserer Hochzeit haben Jenny und ich begonnen. Es ist Spätsommer des Jahres 1999, und als wir aus dem Bett kommen, legt Jenny sich auf die warmen Fliesen unserer Küche, packt die Beine auf die Waschmaschine und reckt den Unterkörper so weit nach oben, dass alles richtig tief in sie hereinlaufe, wie sie sagt. Und tatsächlich, gleich im zweiten Zyklus klappt es bereits.

Es ist dann genau der Tag, als wir in unseren Winterurlaub aufgebrochen sind, an dem ich lerne, dass ein Schwangerschaftstest tatsächlich auch unentschieden ausgehen kann. Jenny und ich drehen und wenden den Streifen, halten ihn gegen das Licht, doch bei Jenny ist es anscheinend wirklich möglich, nur ein bisschen schwanger zu sein.

Ein zweiter Test nach einem in Rekordgeschwindigkeit absolvierten Apothekenbesuch an diesem einsamen Ort, ganz hinten in unserem österreichischen Tal, bringt dann allerdings Klarheit. Jenny und ich drücken uns heftig, doch wir sind zunächst mehr verwirrt als ausgelassen vor Freude. Erst mittags legt sich der Druck, wir albern herum und stellen erste Planungen für unser neues Leben an.

Jenny kommt noch für einen Tag mit hoch auf den Berg, möchte anschließend aber nicht mehr Skilaufen. Das Risiko sei ihr zu groß, sagt sie. Und als es dann

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

auch noch etwas Blut außerhalb der Zeit gibt, fahren wir zum Arzt. Der gibt zum Glück Entwarnung, meint jedoch, ein paar Tage Ruhe täten Jenny jetzt gut. Wir werden also noch etwas hierbleiben, danach allerdings frühzeitig nach Hause fahren.

Jenny hat nichts dagegen, dass ich vormittags zum Skilaufen gehe. Zum Mittagessen treffen wir uns dann an der Talstation. An einem Tag borge ich mir Langlaufskier aus und wir treffen uns mittags unterwegs an der Loipe zum Essen. Ich liebe diese Frau über alles. Jeder Teil meines Körpers fühlt sich zu ihr hingezogen. Und ich freue mich riesig auf unser Baby.

Seit ich den winzig kleinen Punkt auf dem Ultraschallgerät des Arztes gesehen habe, denke ich völlig anders über Kinder. Nichts wünsche ich mir jetzt sehnlicher. Es heißt, wenn man selbst Kinder bekommt, werde man plötzlich erneut mit der eigenen Kindheit konfrontiert. Ich vermute, bei mir wird das weit extremer: Ich werde ganz sicher meine Kindheit sogar noch einmal durchleben.

Im Inntal sitzen wir dann im italienischen Speisewagen, essen Risotto mit Spargel und Scaloppina. Leider gibt es für mich keinen Wein, da die Zugkellner den Flaschenöffner vergessen haben. Das ist Italien! Ich denke an Herrn Settembrini aus Thomas Manns Roman *Der Zauberberg*, den ich in den Bergen zum ersten Mal in Gänze gelesen habe. Der erste Versuch liegt sicherlich zehn Jahre zurück, doch da schaffte ich es nicht, mich durch dieses Buch hindurch zu fressen.

Mich fasziniert dieses Refugium in den Bergen, in dem die Krankheit zum Normalfall wird und wo die Situation der Welt unmittelbar vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs gleichsam lebendig durchgespielt wird. Endlich besitze ich jetzt einen für mich geeigneten Zugang zur Geschichte. Mein Vater hatte mich stets mit Geschichte traktiert. Doch das hat mich eher verscheucht.

Als wir mit unserem Zug aus den Bergen heraus sind, fühle ich eine große Sehnsucht nach den osteuropäischen Weiten. Ist das jetzt das komplementäre Element zum Zauberberg? Beim Umsteigen in Hannover haben wir einen kurzen Aufenthalt, und Jenny schafft es tatsächlich, innerhalb weniger Minuten eine riesige Bratwurst mit Senf, Sauerkraut und Kartoffeln zu verschlingen. Ich glaube, ich habe Jenny niemals vorher Bratwurst und Sauerkraut essen sehen. Es ist also wirklich wahr mit den Heißhunger-Attacken.

Weihnachten ist nicht mehr fern, doch richtige Freude kommt bei uns nicht auf, denn Jenny ist schlecht gelaunt und fühlt eine dauerhafte Übelkeit. Es ist da auch wieder ein bisschen Blut da, das sie beunruhigt. Sie fährt zu ihrer Ärztin und anschließend zu ihrer Mutter, währenddessen ich mir meinen Traum von den Weiten des Ostens erfülle und mit dem Auto zur polnischen Grenze aufbreche.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Ich lasse das Auto vor dem Grenzübergang stehen und laufe durch den Kontrollpunkt. Auf der polnischen Seite kehre ich in ein uriges Restaurant ein, esse Ente mit Klößen und trinke Bier und Wodka. Auf der Rückfahrt erinnere ich mich daran, wie mein Vater sonntags oft versonnen vor seinem Geschichtsatlas saß und darüber räsonierte, was Russland doch für ein Riesenreich wäre.

Um mich herum ist alles weiß, die Straße stur geradeaus. Kein Mensch weit und breit, überall nur Schnee, bis zum Horizont.

Eine glückliche Jenny kehrt zurück, denn die Ärztin habe ihr versichert, dass mit dem Baby alles zum Besten stehe. Ich würde Jenny so gerne helfen, doch ich kann ja nichts tun. Ich kuschele mich ganz fest an sie und genieße, was ich schon immer genossen habe: dass ich sie so gut riechen kann.

Langsam wird mir allerdings klar, welche Umstellung da auf mich zukommt. Ich werde meine vertraute und mich stützende Ordnung, die mich jetzt bereits seit beinahe vierzig Jahren umgibt, aufgeben müssen. Das wird ein einschneidender Schritt, vor dem ich durchaus Angst habe. Selbst über das Zusammenziehen mit Jenny vor fünfenehalb Jahren habe ich meinen Ordnungszwang retten können. Doch damit ist jetzt wohl Schluss.

Für Jenny kommt die Schwangerschaft gerade richtig. Sie ist unzufrieden in ihrem Job und geht jeden Morgen widerwilliger aus dem Haus. Jetzt wird sie jedoch bald eine Pause einlegen können, vielleicht sogar ganz bei ihrer jetzigen Arbeitsstelle aufhören und noch ein Studium anfangen. Es ist noch nichts klar, doch die Aussicht auf die Babypause beflügelt Jenny sehr.

Bei mir hingegen läuft es beruflich gerade sehr gut. Ich bin mittlerweile im zweiten Jahr selbständig. Lange habe ich gebraucht, das verhasste Angestelltendasein hinter mir zu lassen und mich zu trauen, hauptberuflich zu schreiben. Und das klappt derzeit bestens, denn wir befinden uns in einer Goldgräberzeit, und alles, was mit meinem Hauptthema *Geld* zu tun hat, findet derzeit regen Absatz.

Für ein erstaunlich hohes Honorar schreibe ich täglich eine Internet-Kolumne. Zudem sind die letzten Jahre an den Märkten für mich so phantastisch gelaufen, dass wir dadurch auf absehbare Zeit finanziell unabhängig sein werden. Das Jahr 1999 wird für mich finanziell das beste aller Zeiten, obwohl es am Jahresanfang noch unmöglich schien, den sensationellen Erfolg des Vorjahres auch nur annähernd noch einmal zu erreichen.

In kurzen Abständen habe ich in den vergangenen Jahren, beginnend in der Zeit, als ich noch Angestellter war, bereits sechs Bücher geschrieben und veröffentlicht. Derzeit bin ich gerade dabei, das zweite Buch für einen sehr großen und renommierten Verlag zu machen und damit ein größeres Publikum zu erreichen als mit allen Vorgängern zusammen.

Presse-Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Die Erfolge in Hinsicht auf Beruf und Berufung finden in meinem Inneren allerdings nur bedingt Widerspiegelung. Beruflich kann ich zwar endlich machen, was ich möchte und habe sogar Erfolge dabei, doch privat fühle ich mich eingezwängt und eingeklemmt in meinen Ordnungsdrang, der mich nun schon beinahe das ganze Leben über quält. Und jetzt muss ich auch noch mein schönes Arbeitszimmer aufgeben, weil es zum Kinderzimmer werden wird.

Jenny und ich haben uns überlegt, dass ich mir eine eigene Einzimmerwohnung mieten werde, in der ich dann in Ruhe schreiben kann, so dass sie mit dem Baby auf mich keine Rücksicht nehmen muss. Prinzipiell finde ich das eine gute Idee, doch mir graut vor der Suche danach und vor dem Umzug. In dieser Hinsicht bin ich wenig flexibel, noch weniger als in den anderen Bereichen.

Schließlich ist mein Arbeitszimmer das Zentrum meiner Welt. Es zu verlagern, ist für mich wie eine Herzoperation. Ich sehe zwar die Notwendigkeit, doch es fällt mir nicht leicht. In mir ist ein sehr melancholisches Gefühl, und ich hole mir meinen Trost dort, wo ich ihn mir meistens hole, in der Musik oder in der Literatur.

Da trifft es sich wunderbar, dass gerade jetzt mein Liebling Morrissey zu einem Konzert in die Stadt kommt. Wie immer stehe ich direkt vor der Bühne, leicht seitlich, um nah genug dran zu sein und dennoch dem größten Gedränge auszuweichen. Und ich erlebe mit Erstaunen, wie dieser Mann, der doch so große Erfolge erzielt und stets sein Eigenes gemacht hat, dennoch ganz ähnlich gezeichnet ist wie ich.

Ich kann sie ganz deutlich erkennen, seine obsessiven Mundbewegungen. Immer, wenn er sich mit dem Gesicht vom Publikum wegdreht, kann er dem Zwang nicht widerstehen, den Unterkiefer nach vorne zu schieben, die Lippen zusammenzupressen und die Zunge in die Backe zu stecken. Immer und immer wiederholt sich dieses Ritual.

Dabei ist das sicher nur die Spitze des Eisberges, denke ich. Hier wird es ebenso sein wie bei mir, denn wer würde mir schon das zutrauen, was mit mir los ist, wenn er mich sieht?

Es gibt Leute, die sagen, sie hätten ohne die Musik von Morrissey und den *Smiths* die achtziger Jahre nicht überlebt. Ich weiß, dass das stimmt. Hätte dieser Mann mir damals nicht gezeigt, dass es erlaubt ist, so zu sein, wie man ist, dann gäbe es mich heute sicherlich nicht mehr.

Because the music that they constantly play, it says nothing to *me* about *my* life.

Und nicht nur dort. Mir ist im ganzen Leben nur noch das wirklich wichtig, was *mir* etwas über *mein* Leben sagt. Alles andere tritt demgegenüber in den Hintergrund.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Ich bin ein radikaler Subjektivist geworden, ganz besonders in Hinsicht auf alles Objektive.

Heiligabend verbringen wir bei Jennys Mutter und deren zweitem Mann. Von Anfang an war diese Frau die größte Hürde in der Beziehung zwischen Jenny und mir. Obwohl Jenny mittlerweile dreiunddreißig Jahre alt ist, hat die Mutter sie immer noch fest in ihrer Gewalt. Die Mutter und nicht Jenny entscheidet, ob und wann wir uns sehen. Jenny befindet sich seit dreiunddreißig Jahren in Muttis Schwitzkasten.

Mir ist, als ob Jenny durch diese Mutter niemals ein wirklich eigenständiger Mensch geworden ist. Die Mutter versucht, über alles und jeden Kontrolle zu erlangen und diese auch zu behalten. Ich weiß sehr gut, wie es ist, einem Kontrollzwang zu unterliegen. Glücklicherweise bezieht er sich bei mir nur auf Sachen und nicht auf Menschen.

Mit meinem Vater ist Jennys Mutter natürlich sofort aneinandergeraten, sogar noch mehr als mit mir. Ich bin ja zurückhaltend und versuche, die Dinge im Hintergrund auszutarieren. Doch hier versagt diese Strategie und ich scheitere. Ständig muss ich mitkommen, wenn Jenny zu ihrer Mutter fährt, und beinahe jedes Mal gibt es deswegen Streit zwischen Jenny und mir.

Aus diesem Grunde hatten Jenny und ich es auch vorgezogen, nicht in Berlin und nicht einmal in Deutschland zu heiraten, um so ein Aufeinandertreffen unserer Eltern zu vermeiden. Und um einmal richtig Ruhe zu haben vor diesen andauernden Eingriffen von außen.

Das Weihnachtsfest erweist sich jedoch als angenehm. Ich habe mich mittlerweile auch schon daran gewöhnt, dass Jennys Mutter ihren Mann ständig schurigelt und in aller Öffentlichkeit bloßstellt. Dieser hält wie immer still und schweigt, doch hinterher auf dem Balkon, bei Wodka und einer Zigarre, klagt er mir dann sein Leid.

Ich muss allerdings zugeben, Jennys Mutter kann auch eine wunderbare Atmosphäre zaubern. Als wir schließlich müde und mit vollem Magen nach Hause fahren, denke ich: Unsere letzten Weihnachten allein. Im nächsten Jahr sind wir zu dritt.

Zwischen den Jahren verletze ich mir beim Fußball das Knie. Gerade jetzt. Mittlerweile spiele ich schon fast vierzig Jahre Fußball und noch nie ist etwas gewesen, außer ein paar harmlosen Zerrungen. Doch mein Knie fühlt sich nicht gut an und piekt bei jedem Schritt. Ich werde wohl nach meinem Arbeitszimmer auch noch den Fußball, meinen zweiten wichtigen Rückhalt, zeitweise aufgeben müssen.

Dann kommt die mit großer Spannung erwartete Jahrtausendwende. Jenny und ich verbringen sie mit einem befreundeten Paar, meinem Freund Dolf und seiner

~~Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!~~

Frau, in einem Hotel, das vollkommen allein gelegen ist an einem See im nördlichen Brandenburg. Ich kenne dieses Hotel sehr gut und besitze eine regelrecht romantische Beziehung zu ihm. In Jennys und meiner Anfangszeit, als ich temporär die halbe Woche oben am Haff arbeiten musste, haben wir uns dort manchmal zwischenzeitlich auf halbem Wege getroffen.

Hier Silvester zu feiern, war meine Idee, und die anderen waren einverstanden, den ganzen Rummel und die vermeintlich so glamourösen Veranstaltungen zu meiden und dafür lieber ganz in die Stille und Dunkelheit zu ziehen. Doch als wir dort ankommen, merke ich schnell, dass es wohl ganz anders werden wird als erwartet.

Das Hotel wirkt seit unserem letzten Besuch sichtlich heruntergewirtschaftet, zudem ist im ganzen Haus die Heizung ausgefallen. Das scheint hier allerdings kein außerordentliches Ereignis zu sein, denn keiner der Bediensteten nimmt es besonders wichtig. Die Angestellten wirken allesamt bereits durch ihre normalen Verrichtungen vollkommen überlastet und haben für so etwas keinen Kopf mehr.

Obwohl ich sicherlich der Kälteempfindlichste unserer Kleingruppe bin, sind es dieses Mal die anderen, die ankündigen, meutern zu wollen. Doch was dann? Ich interveniere noch einmal und noch einmal, und als auch ich beinahe schon aufgeben will, hören wir doch noch plötzlich das vertraute Knacken in der Heizung.

Langsam wird es warm, wir setzen uns in den Speisesaal, bestellen Tee, und im letzten Licht der Dämmerung lasse ich meine Gedanken in die verschneiten Birkenwälder hineinwandern, die direkt neben dem Hotel beginnen. Plötzlich bin ich ganz unverhofft noch tiefer in mein osteuropäisches Flair eingetaucht.

Dieser Eindruck verstärkt sich sogar noch, als auch die anderen Gäste, die scheinbar zum größten Teil nicht im Hotel logieren, ankommen, und trotz der vorgegangenen Ödnis ein üppiges Buffet aufgefahren wird. Plötzlich tritt Leben in die Stille, wird laute Musik angestellt, und ich bestelle mir einen Wodka.

Ich wollte etwas Extremes zu diesem geschichtsträchtigen Datum, und das hier ist extrem und hat wirklich Charme, finde ich. Zwanzig Minuten vor zwölf ziehen wir unsere dicken Sachen an und brechen zum See auf. Ich zünde mir meine *Havanna* an und entkorke den *Veuve Clicquot*. Um Punkt Mitternacht stoßen wir miteinander an. Und wir hören: nichts.

Erst lange danach erkennt man in der Ferne ein Leuchten. Später steigen auch in der Nähe Raketen auf, und einige der Gäste kommen aus dem Hotel. Die Menschen nehmen das neue Jahrtausend in Besitz. Den angekündigten Zusammenbruch der Stromversorgung scheint es nicht gegeben zu haben, und auch von Flugzeugabstürzen ist in der kalten, klaren Winternacht nichts zu sehen.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Das Einzige, was mir an diesem Abend negativ aufstößt, sind Dolfs Vorhaltungen seiner Frau gegenüber, zu viel zu trinken. Selbst die schwangere Jenny hat ein Glas Sekt getrunken, doch Dolf muss unbedingt an diesem Abend seine Frau zurechtweisen. Ich bin so sauer, dass ich ihn in einem Moment großen Zorns derart heftig angehe, dass er anschließend nicht mehr davon redet.

Auch am Neujahrstag gärt diese Auseinandersetzung noch in mir, und ich erkenne plötzlich erstaunliche Parallelen zwischen Dolf und meinem Vater. Vater ist Kaufmann und kennt nur die nüchterne Welt der Zahlen. Mit Gefühlen kann er nicht viel anfangen. Und genauso ist auch Dolf. Er ist Naturwissenschaftler und immer sachlich und faktenorientiert. Wie Vater, so hat auch Dolf stets die Vernunft auf seiner Seite, und wer ausschließlich in den Kategorien der Vernunft denkt, das erkenne ich jetzt, ist für den Großteil alles Menschlichen unangreifbar.

Beim Beruf ginge es nie um den Spaß, hat Vater immer zu mir gesagt. Der Beruf sei immer nur Pflicht. Was hätte ich dem damals entgegensetzen können? Dass ich Lust auf etwas ganz Verrücktes habe? Da hätte er mich gleich hinausgeworfen.

Bei Dolf ist es ganz ähnlich. Er selbst macht sich nichts aus Alkohol, hört keine laute Popmusik, hat nie geraucht und auch sonst nicht über die Stränge geschlagen. Außer Skifahren, Ficken und Naturwissenschaft hat er nichts im Sinn. Und jetzt will er, dass seine Frau auch so ist. Doch was könnte sie auf der Vernunftebene, die Dolf ja allein versteht, dafür anführen, dass es einfach schön ist, mal einen zu trinken? Denn das ist doch schließlich nur schädlich. Sie tut mir leid. Und Dolf eigentlich auch.

Ich realisiere mit Beklemmung, als Kind in der gleichen Situation wie Dolfs Frau heute gesteckt zu haben. Sie könnte ja jetzt wenigstens noch aufmucken, ich hingegen hatte damals keine Chance. Als Kind schafft man das nicht. Ich musste Vaters Prinzipien wie Muttermilch in mich aufnehmen.

Bereits am 7. Januar schaue ich mir eine kleine Wohnung auf einem Seegrundstück im Grunewald an. So etwas war schon immer mein Traum. Schon allein die Vorstellung, am Schreibtisch zu sitzen und dabei auf einen See zu gucken, lässt bereits große Vorfreude in mir aufkommen. Das wäre das Allergrößte. So hätte meine Zwangsaussiedlung letztlich sogar noch etwas Gutes. Ja, ich will diese Wohnung haben! Wenn doch nur der Umzug und der Einzug schon geschafft wären.

Nach der Unterschrift unter den Mietvertrag plagt mich ein schlechtes Gewissen. Darf ich mir einen solchen Luxus eigentlich überhaupt erlauben?

Mutter hat mir immer nur ihre Sparsamkeit vorgelebt. Nie werde ich daher die Überraschung vergessen, als ich nach der Trennung meiner Eltern Vaters neue Wohnung gesehen habe. Da sah es richtig mondän aus, es war kein Vergleich zu

~~Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!~~

Mutters zusammengewürfelten alten Sachen. Da verstand ich plötzlich die Welt nicht mehr.

Der Blick auf meinen Kontoauszug sagt mir, dass diese neue Wohnung kein Problem aufwirft, doch das ist nicht der entscheidende Faktor. Ich kann mich nicht wohlfühlen, wenn ich ein schlechtes Gewissen habe. Ich muss immer daran denken, dass Mutter es nicht geschafft hat, es für sich schön zu machen und sich wenige Jahre nach der Trennung meiner Eltern im Jahr 1974 das Leben genommen hat.

Doch ich schaffe es, mich darüber hinweg zu setzen, und als ich den unterschriebenen Mietvertrag in den Händen halte, fühle ich mich plötzlich wie der glücklichste kleine Junge auf der Welt. Und bald werde ich sogar Pappa sein.

Nach zwei Monaten Kniepause gehe ich wieder zum Fußball. Wir spielen jetzt schon über dreißig Jahre zusammen, und damit noch länger, als Mutter tot ist. Jeden Samstag treffen wir uns, egal ob Schnee liegt oder Rekordhitze herrscht. Außer zu Urlaubszeiten gab es sicherlich kaum je eine Woche, in der ich gefehlt hätte. Deswegen setze ich jetzt auch alles auf eine Karte: Entweder es geht, oder ich muss mich wohl damit auseinandersetzen, mich operieren zu lassen.

Und es klappt, ich bin überglücklich. Ich brauche das Fußballspielen jetzt dringender denn je für mein inneres Gleichgewicht. Auch wenn es in letzter Zeit beim Fußball viel Streit gegeben hat, da wir jedes Mal neue Mannschaften wählen und dann oft der eine nicht mit dem anderen spielen will, mich eingeschlossen. Viele sind bereits seit Anfang dabei, manche haben sogar ihre Söhne mitgebracht, und einige sind mit der Zeit neu hinzugekommen, von denen ich allerdings ein paar überhaupt nicht ausstehen kann.

Und so ist es auch dieses Mal wieder. Die Neuen haben eine richtige Cliquenwirtschaft mitgebracht. Dennoch überwiegt meine Freude, endlich wieder spielen zu können. Ich schieße sogar ein paar wichtige Tore und verabschiede mich anschließend mit Triumphgeste eine halbe Stunde vor Schluss, weil ich beim ersten Einsatz nichts riskieren will. Das ist zwar auch nicht besonders sozial, doch nach so langer Pause darf ich das, entscheide ich.

Abends treffen Jenny und ich uns mit Freunden im Restaurant. Ulli und Franz erzählen, was sie immer erzählen, nämlich, was sie sich alles Neues gekauft haben. Normalerweise stört mich das sehr, dieses Mal prallt es jedoch an mir ab: Wie wunderbar es sich doch anfühlt, körperlich wieder voll einsatzfähig zu sein, und wie strahlend schön Jenny aussieht.

Dann allerdings treibt mich erneut das Fernweh. Ostern werden wir daher in die Südschweiz fahren und das Fest am Luganer See verbringen. Und ich gehe zu einem Konzert einer afrikanischen Musikgruppe in der ehemaligen Kongresshalle,

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

Jenny bleibt jedoch zu Hause und wäre wohl auch ohne Schwangerschaft nicht mitgekommen. Die Musik ist zwar nicht mein Geschmack, zudem erweist sich die Atmosphäre an diesem Ort als Desaster, doch das Konzert erinnert mich an die Gruppe *Osibisa* und damit an England 1973.

Der Anfang der siebziger Jahre war für mich zugleich die schönste und schrecklichste Zeit meines Lebens. Die Jahre von 1971 bis 1974 sind meine entscheidenden Jahre gewesen, und alles, was in dieser Zeit entstanden ist und was aus dieser Periode stammt, ist mir noch heute in irgendeiner Form heilig.

Zwei Mal bin ich in diesen Jahren im Sommer in einer Gastfamilie in England gewesen, 1972 an der englischen Riviera und 1973 im Südosten. Die Aufenthalte dort haben mich stark geprägt, obwohl es nur zwei mal drei Wochen waren. Vater ist ja zu diesem Zeitpunkt ohnehin schon weg gewesen, doch zum ersten Mal war ich jetzt Mutters Depressionen entkommen.

Beinahe zwangsläufig hat sich mir so eine neue Welt eröffnet. Alles, was aus England kam, war von nun an besser als das, was es zu Hause gab.

Auch *Osibisa* residierten damals in England, obwohl die Bandmitglieder hauptsächlich aus Afrika stammten und auch ebensolche Musik machten. Doch so etwas zu mögen, war selbst unter meinen vermeintlich so aufgeklärten und progressiven Freunden politisch nicht korrekt. Mich begeisterte allerdings die Freude, die diese Musik ausstrahlte, so sehr, dass ich darauf gar nicht schaute.

Spätestens an diesem Punkt wurde sicherlich offensichtlich, dass ich mich in vielem anderes entwickelte als die anderen. Doch ich war ja drinnen in mir verschlossen und konnte davon nichts sehen. Zum ersten Mal in meinem Leben traute ich mir jetzt jedoch eine eigene und abweichende Meinung zu. Zum ersten Mal hörte ich auf mein Inneres, freilich noch ohne zu wissen, dass ich auf mein Inneres hörte.

Der Spott, den ich mir zuzog, war beißend. Der Bandleader von *Osibisa* hieß *Teddy Osei*, Martin aus der Schule verquatschte seinen Namen jedoch stets zu *Teddy Osterei*. Damals habe ich das für einen harmlosen Scherz gehalten, heute weiß ich jedoch, dass damals mit fast allem, was mir am Herzen lag, so umgegangen wurde. Doch als Jünglicher ist man so unendlich dumm. Ich jedenfalls war es.

Und was macht man nicht alles, um Mitglied der eigenen Clique zu bleiben? Dafür habe ich wohl alles geschluckt und in mir versteckt. Mutters Tod habe ich ja auch versteckt, sogar mir selbst gegenüber. Natürlich konnte ich ihn nicht verleugnen oder ungeschehen machen, doch es gibt anscheinend unterschiedliche Grade von Wirklichkeit. Und so habe ich ihn ganz fest umschlossen und isoliert, bis er wie eine Perle und trotz harter Oberfläche zu etwas Anschmiegsamem in mir geworden war.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Ende Januar 2000 fahre ich zu einer Geld-Tagung nach Zürich. Es handelt sich um eine sehr elitäre Veranstaltung und ist extrem teuer. Als Journalist muss ich jedoch nichts bezahlen. Das nicht auszunutzen, wäre wirklich dumm, denn hier treten viele der Branchengrößen auf, die anschließend direkt zum Weltwirtschaftsforum nach Davos weiterfahren.

Am ersten Abend in Zürich schwänze ich dennoch das offizielle Dinner und sitze lieber allein in einem Restaurant am Limmatquai, um ganz in Ruhe das Erlebte noch einmal an mir vorbeiziehen zu lassen. Vom Kellner höre ich, oben in den Bergen läge enorm viel Schnee. Vom Hauptbahnhof rufe ich zu Hause an, und Jennys Stimme ist wie vergoldet: Ich habe die ersten Herztöne gehört, sagt sie. Ich weine vor Glück, aber auch vor Traurigkeit, jetzt nicht bei ihr zu sein.

Da mich das Weltwirtschaftsforum ebenfalls reizt und zudem in Davos *Der Zauberberg* spielt, habe ich mich entschlossen, im Anschluss an die Tagung dort einmal vorbei zu schauen. Ich bekomme sogar noch ein Zimmer auf der *Schatzalp*, einem ehemaligen Sanatorium, das zwar nicht dem *Sanatorium Berghof* aus dem Roman entspricht, aber dennoch extrem daran erinnert.

Schon die Anreise mit der Bahn ist ein Erlebnis. Später dann habe ich dann tatsächlich das Gefühl, in den Gängen und in meinem Zimmer noch alte Röntgenstrahlung riechen zu können. Und als ich dann abends im großen Speisesaal sitze, ist mein Glück perfekt. Nur beim Weltwirtschaftsforum habe ich keinerlei Chance auf Akkreditierung.

Doch selten hat mich eine Reise mehr inspiriert. Ich werde selbst ein Buch über diesen Zauberberg des Geldes schreiben.

Als ich in Berlin losgefahren bin, war an eine derartige Euphorie noch nicht zu denken. Da spürte ich eine Trauer, als müsste ich in die Emigration. Einerseits freute ich mich sehr auf meine Reise, andererseits wollte ich mich jedoch keineswegs von Jenny trennen. So ist das früher auch schon immer gewesen, als ich einmal beruflich nach Asien durfte, oder als Jenny für eine Woche nach England flog. Da hat es immer Tränen bei mir gegeben.

Und so saß ich denn vor der Abfahrt meines Nachtzuges vom Bahnhof Zoo zum Abendessen in der Paris-Bar, wie ich es jedes Mal mache, wenn ich den Nachtzug nehme, und schrieb in mein Tagebuch. Ich schrieb über die Wehmut, die ich in mir spürte, aber auch über die Freude, wie sehr ich Jenny liebe und mich auf unser Baby freue.

Ich weiß, dass ich manchmal etwas weinerlich bin. Ich weiß auch, dass ich in vielem anders bin als die meisten. Ich habe jedoch mit der Zeit gelernt, dass es mir besser bekommt, wenn ich dazu stehe, wie ich bin, als weiterhin zu versuchen,

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

wegzudrücken, was nicht passt, nur um ein angenehmeres Bild von mir zu bekommen.

Schlafwagen- und Speisewagenfahrten sind für mich etwas ganz Besonderes. Lange habe ich geträumt von einer Schlafwagenfahrt nach Venedig, bis ich diesen Wunsch endlich mit Jenny nach einem Abstecher aus dem Skiurlaub realisieren konnte. Dafür hatte ich mir sogar extra noch einmal Ernest Hemingways *Über den Fluss und in die Wälder* am Bahnhof in Innsbruck gekauft.

Meine Begeisterung für Speisewagen hat auch etwas mit meinem Vater zu tun. In seinen Geschichten vom Krieg tauchte dieses Motiv immer wieder auf: Die Vorstellung von einer Fahrt im Speisewagen als herbeigesehntes Idealbild des Friedens. Und mich selbst hat meine erste Fahrt mit italienischem Rotwein im Sonnenuntergang, ebenfalls im Inntal, alleine und im Anschluss an einen wunderbaren Skiurlaub irgendwann Mitte der achtziger Jahre, entscheidend geprägt. Damals hatte der italienische Kellner glücklicherweise seinen Flaschenöffner dabei.

Ob derartige Kleinigkeiten möglicherweise ganze Leben entscheidend beeinflussen können?

Als ich wieder in Berlin bin, denke ich, in was für glücklichen Zeiten wir jetzt doch leben, wir alle ganz allgemein, ich jedoch im Besonderen. Mein Beruf und meine Berufungen fallen nicht mehr länger auseinander. Heute arbeite ich sogar richtig gerne, weil mir das Spaß macht. So etwas hat es früher niemals gegeben.

Vater hatte mir da stets etwas ganz anderes eingetrichtert. Und das steckt noch so tief in mir drinnen, dass ich oft ein schlechtes Gewissen habe, wenn mir meine Arbeit große Freude bereitet.

Vater hatte auch immer gesagt: Man soll nie das Hobby zum Beruf machen, denn dann verliert man letztlich beides. Ob daraus nicht eher ein Frust seinerseits zu erkennen ist?

Ich bin augenblicklich sehr glücklich mit dem, was ich tue. Bei meinen Kolumnen besitze ich gänzlich freie Hand und kann schreiben, was ich will, dafür muss ich bei den Buchprojekten allerdings herbe Kompromisse machen. Was mir nämlich wirklich wichtig ist und woran mein Herz hängt, findet bei den Verlagen keinerlei Zuspruch.

Zudem leide ich darunter, stets als Einzelkämpfer aufzutreten, doch alle Versuche, mich mit anderen zusammenzutun, haben sich bisher als Fehlschlag entpuppt. Ich selbst sehe mich in meinem Fachthema als kritischen Oppositionellen der herrschenden Lehre, doch ich finde niemanden, der ähnlich gepolt wäre wie ich.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Es erweist sich für mich als sehr schwer, in meiner neuen Rolle als selbständiger Autor mit anderen zusammenzuarbeiten. Auf der einen Seite finde ich nur Leute, die mit der Masse laufen, und auf der anderen Seite abgedriftete Extremisten und Verschwörungstheoretiker, mit denen ich nichts zu tun haben will. Einen kritischen, undogmatischen und unabhängigen Geist habe ich leider noch nicht gefunden.

Jenny ist derzeit wirklich die reine Freude. Die Übelkeit, die sie ganz am Anfang der Schwangerschaft gequält hat, ist mittlerweile verflogen. Jenny geht auch wieder ins Büro und ruft mich heute euphorisch von dort aus an. Vorher ist sie bei ihrer Ärztin zum Ultraschall gewesen. Und jetzt spricht sie ganz aufgeregt ins Telefon: Ich habe das Bild gesehen! Es ist alles schon dran, Hände und Füße!

Ich genieße meine aufkommenden Vatergefühle, doch als die Aufregung etwas nachlässt, muss ich sofort an die Röntgen-Szene im Zauberberg denken: Joachim, ich sehe dein Herz. Und die vielen Besorgungen für die neue Bürowohnung nerven sehr: Schreibtisch, Schrank, Stühle, Staubsauger, Putzzeug, Teppich. Das alles nimmt mir weitgehend die Vorfreude auf die Aussicht auf den See.

Völlig überraschend kommt es dann zum großen Eklat. Ich bin mit Jenny bei meinem Vater und seiner zweiten Frau zu Besuch. Die beiden arbeiten zusammen in Vaters Geschäft, seitdem dieser es von seinem Vater übernommen hat. Das ist in der Zeit kurz vor der Trennung meiner Eltern geschehen. Als Vater schließlich 1971 bei uns ausgezogen ist, ist er sofort mit ihr zusammen gezogen. Ich mag sie nicht besonders, doch wir sind eigentlich immer ganz gut klar gekommen miteinander.

An diesem Abend geht es um die Gräber und darum, wo mein Vater und seine Frau später einmal begraben sein werden. Das ist insoweit wichtig, da es nämlich in der Familie zwei Grabstellen gibt, in einem liegt meine Mutter mit ihren Eltern und im anderen die Eltern meines Vaters.

Ich presche voraus und sage: Mir ist das egal, von mir aus könnt ihr alle in ein Grab. Vater ist pikiert. Über fünfundzwanzig Jahre ist meine Mutter jetzt schon tot, doch anscheinend möchte er nicht einmal nach seinem eigenen Tod mehr etwas mit ihr zu tun haben. Die Fehde ist also immer noch nicht zu Ende. Das trifft mich sehr, obwohl ich den Schmerz darüber in diesem Moment noch nicht spüre.

Mein Vater will meine Mutter über seinen eigenen Tod hinaus hassen.

Ich erfahre: Vater hat für seine jetzige Frau und sich bereits eine eigene, dritte Grabstelle gekauft, auf einem Friedhof weit weg von Mutters, aber um die Ecke ihrer jetzigen Wohnung. Ich denke: Soll er. Das ist ja auch vernünftig. Ich werde mich auf jeden Fall an seine Verfügung halten, wenn er einmal tot ist!

Diese E-Book-Datei ist urheberrechtlich geschützt!

Kommen wir über dieses schwierige Thema noch hinweg, so explodiert die Situation jedoch anschließend an einer Nichtigkeit.

Ich erzähle, dass ich meine Schuhe vom Schuster abgeholt habe und es sehr teuer finde, für zwei winzige neue Ecken an den Absätzen 17,50 DM abzurechnen. Daraufhin setzt der Sturm ein: Da sehe man doch, dass ich in Wirklichkeit von der Wirtschaft und dem Geld keine Ahnung habe, wirft mir Vaters Frau vor. Ein ganzes Studium nebst Promotion hätte ich absolviert, aber wohl dennoch nichts gelernt.

Vater nickt zustimmend. Zusammen mit seiner Frau führt er drei Geschäfte im Bekleidungssektor und hält meine Aussage für wirklichkeitsfremd. Wenn man solche Preise nicht nehmen könne, würde sich das alles nicht mehr rechnen, sagt er. Mein Vater, der Schuster?

Hinter den Vorwürfen der beiden spüre ich jedoch auch etwas anderes: Schon von Anfang an hatten sie sich gegen mein Studium ausgesprochen und dieses stets als nutzlos bezeichnet.

Ich versuche, mich zu verteidigen, bringe andere Beispiele aus der Wirtschaft. Doch das ist den beiden egal, denn das Urteil über mich steht anscheinend fest. Es geht dabei wohl auch eher um etwas Generelles, denke ich, und nicht um den Einzelfall. Jenny sitzt schweigend neben mir.

So will ich mich aber nicht abspeisen lassen, schon gar nicht vor meiner Frau. Meine Verteidigung wird jedoch mit dem Hinweis gekontert, dass ich ja schon als Kind stets das letzte Wort haben musste.

Fieser geht es eigentlich nicht. Ich spüre, dass ich so keine Chance habe, haue auf den Tisch und sage, dass ich in dieser Art nicht mit mir reden lasse. Vater verlässt daraufhin den Raum und seine Frau wird richtiggehend ausfallend mir gegenüber. Doch ich bleibe standhaft, keile nicht zurück, bleibe sachlich, und lasse die Vorwürfe an mir abprallen. Jetzt geht auch sie hinaus.

Jenny und ich stehen auf, verlassen das Wohnzimmer und treffen im Flur auf Vater. Ich sage, wir würden jetzt gehen. Vater und seine Frau applaudieren. So einen Menschen wie mich wollen sie nicht mehr in ihrer Wohnung sehen, geben sie mir noch mit auf den Weg. Und Vater schaut mich zum Abschied nicht einmal mehr an.

Die schwangere Jenny ist verschreckt, und ich merke, dass ich unter Schock stehe. Es fühlt sich genauso an wie bei dem Autounfall, den ich einmal miterlebt habe. Zitternd drücke ich Jenny den Autoschlüssel in die Hand und steige selbst auf der Beifahrerseite ein.

Ich lege den Arm um Jenny, die nicht weniger verwirrt ist als ich selbst. Anschließend versuche ich, ihr und mir selbst zu erklären, was da gerade passiert ist.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

Ich komme jedoch nicht weit, denn ich breche in Tränen aus. Und dennoch würde ich behaupten, mich im Leben kaum jemals leichter gefühlt zu haben als in diesem Moment, auf dem Beifahrersitz meines Autos, im Dunkeln, mit Tränen in den Augen, unterhalb des Balkons von Vaters Wohnung.

Doch was nützt mir so ein Weiterkommen, wenn nur wenige Jahre danach alles ausgelöscht, beseitigt und wieder korrigiert wird? Jetzt kann ich nur noch zum Archäologen werden und versuchen, auszugraben, was überhaupt noch auszugraben ist. Der Rest bleibt für die Ewigkeit verschwunden. Darauf muss ich verzichten. Mit dieser Behinderung muss ich mich arrangieren.

Mehr ist dann eben in meinem Leben nicht möglich. Doch immerhin.

Und wie reagiere ich jetzt? Wie reagiert einer, der von so einem Flugzeugunglück unmittelbar betroffen ist? Ich reagiere wie ein Automat. Ich habe keine Gefühle mehr. Ich will zum Flughafen fahren.

Ich spüre die Erschütterung in mir. Ich spüre, dass ich innerlich blockiert bin. Leider kenne ich mich in solchen Situationen viel zu gut aus.

Ich tue etwas völlig Unpassendes. Ich lege Musik auf. Es gibt da ein Lied von Osibisa, das eine Traurigkeit ausstrahlt, die ich mir jetzt unbedingt herbolen will. Das hilft mir. Ich sitze in gekrümmter Haltung auf meinem Stuhl und habe die Lautstärke weit aufgedreht.

Bisher habe ich noch nie besonders auf den Text geachtet, da habe ich meistens nur der Instrumentalisierung gelauscht und auf den Moment gewartet, an dem kurz vor Schluss die Gitarre von Wendell Richardson anhebt und etwas so Schönes hervorbringt, wie ich es niemals anderweitig gehört habe.

Seit dreißig Jahren grübele ich darüber, warum dieses wunderbare Gitarrensolo so kurz ist. Doch jetzt abne ich die Antwort: Nur ein frühes Ende konserviert die Begeisterung.

Doch plötzlich achte ich zum ersten Mal auf den Text. Ich höre sehr genau zu. Die Refrainzeile lautet:

The years will go by and the young children grow – so weary.

Erschrocken stelle ich fest, dass ich diese Worte so zum ersten Mal höre. Bisher habe ich etwas anderes gehört. Bisher habe ich gehört:

*The years will go by and the young children **die** - so weary.*

Die kleinen Kinder sterben. Ich bin gestorben, du bist gestorben, er, sie es, wir, ihr, sie sind gestorben.

Als dann die Gitarre einsetzt, kann ich meine Tränen nicht mehr halten. Erst jetzt spüre ich wirklich etwas. Endlich kommt alles heraus. Von da an gibt es kein Halten mehr.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Es öffnet sich ein Vorhang, und ich sehe plötzlich Dinge, die ich vorher nicht gesehen habe, und von denen ich geschworen hätte, es gäbe sie gar nicht:

Ich bin der einzige Überlebende.

Meine Mutter, Vaters erste Frau, hat sich umgebracht. Der erste Mann seiner jetzigen Frau hat sich ebenfalls umgebracht. Und der Sohn, der aus dieser Verbindung hervorgegangen ist, also gleichsam mein Stiefbruder, ist mit dem Motorrad frontal in einen Bus gefahren. Auch hier liegt der Selbstmord nahe.

Ich bin also der einzige Überlebende. Alle, die meinen Vater und seine Frau auf ihrem familiären Weg begleitet haben, haben sich umgebracht. Ich bin der einzige Überlebende. Ich bin schockiert, aber mich kriegen sie nicht.

Dabei war ich immer so stolz auf meine Familie, auf diese Halbfamilie, die da nach Mutters Tod für mich übrig blieb. Ich war immer so stolz, dass bei uns die Dinge nicht unter den Teppich gekehrt, sondern ausdiskutiert wurden. Was haben wir uns da teilweise für Schlachten geliefert, doch hinterher war es dann immer wieder gut.

Ja, ich war stolz, dass das bei uns trotz der wahrlich nicht guten Startbedingungen so passabel lief. Als ich Jennys Familie kennen lernte, wurde mein Stolz nur noch größer.

Doch jetzt ist das kaputt. Anscheinend habe ich mir die ganze Zeit über etwas vorgemacht. Oder man hat mir etwas vorgemacht.

Ich spüre, dass der Bruch, der gerade passiert ist, kaum wieder zu kitten sein wird. Ich kenne Vater und vermute, ihn niemals wiederzusehen in meinem Leben.

Ich rede viel mit Jenny über meine augenblickliche Situation. Jenny und ich sind uns jetzt so nah wie vielleicht noch niemals zuvor. Ich bin sehr dankbar dafür. Vieles wird mir jetzt erst klar. Ja, wir haben alle Konflikte offen ausgetragen, aber wohl nur auf der Sachebene. Da wurde mit offenem Visier gestritten.

Die persönliche Ebene hingegen blieb außen vor. Oder anders: Hinterrücks bekam ich hier stets das Schwert der vorgefassten Weltsicht in den Rücken gebohrt.

Vater hat immer gesagt: Du musst selbst entscheiden. Dabei war ich doch stets so beeinflusst, dass ich gar nicht selbst entscheiden konnte und daher selbst immer so entschieden habe, wie Vater das wollte. So sah meine Freiheit aus.

Bis auf ein Mal. Die Entscheidung, aus dem ungeliebten Beruf auszusteigen und mit einem Studium zu beginnen, sie habe ich gegen Vater getroffen. Und anscheinend ist genau das jetzt auf mich zurückgefallen.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Meine Großmutter Erna meinte damals: Du willst doch studieren, also mache es doch. Und plötzlich war ganz einfach, was sich vorher als gänzlich unmöglich darstellte. Ich werde ihr das niemals vergessen. Denn das war der entscheidende Schritt.

All meine Liebe habe ich zu Vater und seiner Frau hingetragen. Jede Woche bin ich einmal zum Abendbrot vorbeigekommen. Doch man hat es letztlich niemals akzeptiert, dass ich so bin, wie ich bin.

Viele Jahre später hat mein Doktorvater zu mir gesagt: Ich bin bereit, Sie so zu nehmen, wie Sie sich selbst verstehen. Ich glaube, das war der schönste und wichtigste Satz meines Lebens.

Jetzt, nach der Explosion mit Vater, spüre ich plötzlich eine Freiheit in mir, die ich vorher so nicht gekannt habe. Dann kommt ein Brief von Vaters Frau. Keine Boshafigkeiten, wie ich erwartet hatte, sondern ein Friedensangebot. Der Preis des Friedens ist allerdings hoch: Ich werde mit der gesamten Last befrachtet, sie hingegen haben beide natürlich alles richtig gemacht.

Ich rufe zurück, spreche mir ihr und nehme das Angebot weder an noch lehne ich es ab. Ich bin einfach verkatert und brauche eine Pause, sage ich.

Erstaunlicherweise steht gerade jetzt eine Untersuchung an, in der ich die Spuren meines Vaters in mir durchleuchten möchte. Seit langen Jahren plagen mich Rückenschmerzen in der Nähe der linken Schulter, die zwar nicht sehr heftig sind, aber durch ihre Permanenz meine gesamte Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Vater hat ebenfalls eine schlechte linke Seite, kann auf dem Auge nicht viel sehen und das Gesicht hängt etwas, wie nach einem Schlaganfall. Eine Lähmung des Facialisnervs, sagt er. Mittlerweile spüre ich bei meinen Rückenbeschwerden ebenfalls ein leichtes Spannen in der linken Gesichtshälfte. Auch hier steckt anscheinend Vater in mir.

Ich denke an Christian Buddenbrook, der in Thomas Manns Roman klagt: Es ist kein Schmerz, es ist eine Qual, weißt du, eine beständige, unbestimmte Qual. Denn der Arzt habe ihm gesagt, dass an dieser Seite alle Nerven zu kurz seien: Stelle dir vor, an der ganzen linken Seite sind alle Nerven zu kurz bei mir!

Ich will jetzt sichergehen und ausschließen, dass da etwas Böses in mir schlummert. Die Computertomographie bringt Entwarnung. Und nicht nur das, ich erfahre, dass mein Gehirn sogar aussehe wie das eines Jugendlichen. Hinterher zittern mir dennoch etwas die Beine, als ich erfahre, dass bei gut siebzig Prozent der Patienten in dieser Praxis ein Tumor diagnostiziert wird.

Jenny lässt ebenfalls eine Untersuchung an sich durchführen. Diese bildet das Spiegelbild unserer beider Angsthaftigkeit, denn wir quälen uns mit der Vorstellung,

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

ein behindertes Kind zu bekommen. Daher lässt Jenny eine Fruchtwasseruntersuchung machen.

Vorher schon ist ihr ein Zahn ausgefallen, doch um ein Implantat zu setzen, müsste der Zahnarzt röntgen, was allerdings das Baby schädigen könnte. Jenny schiebt das daher auf und trägt nun eine Zahnprothese zum Herausnehmen. Mit dem Küssen ist es folglich etwas schwierig im Moment, doch das macht mir nichts.

Währenddessen rackere ich mich ab, in meine Bürowohnung umzuziehen und dort alles einzurichten. Ein Glück, dass ich vorher nicht gewusst habe, was da alles auf mich zukommt und wie viel Mühe das tatsächlich macht.

Als ich endlich fertig bin, ergibt sich plötzlich eine neue unangenehme Veränderung. Meine wöchentliche Kolumne im Printbereich einer großen Wirtschaftszeitung wird gekündigt. Man will dort jetzt die eigenen Leute schreiben lassen. Damit bleibt mir nur noch das Internet. Ohne das Internet würde jetzt niemand mehr etwas von mir lesen können. Ich möchte überhaupt lieber nicht wissen, was mit mir passiert wäre, wenn das Internet nicht gekommen wäre. Dann hätte mir niemand eine Chance gegeben.

Im Zuge der Börsenhausse kommt ein Beteiligungsangebot der wichtigsten Internetseite, für die ich schreibe: Für 20.000 DM könnte ich 0,05 Prozent des Unternehmens erwerben. Das erfolgt auf Basis eines Unternehmenswertes von 40 Millionen DM. Beim angestrebten Börsengang wird allerdings ein Wert von 400 Millionen erwartet. Das ist zwar irrwitzig, aber dennoch in der aktuellen Gegenwart nicht unrealistisch. So würden dann aus den 20.000 DM 200.000 DM werden. Begeistert sage ich zu.

Im Gegenzug werde ich von der Lektorin meines neuen großen Buchverlages gepiesackt. Was die sich da immer denken. Beinahe alles muss genau so sein, wie sie es sich vorstellen. Viel ärgerlicher ist jedoch, dass ich jetzt mitbekomme, wie der Eigner des Verlages, in dem ich vorher veröffentlicht habe, möglicherweise an der Börse schmutzige Geschäfte gemacht hat.

Warum nur regt mich das so auf? Ich bin doch nicht der Saubermann der Nation. Kann mir das nicht alles egal sein? Ich habe mich doch weder an seinen Geschäften beteiligt noch mir anderweitig etwas zuschulden kommen lassen.

Anscheinend muss ich nicht nur bei mir Ordnung schaffen, sondern mich auch noch um das Einhalten der Regeln durch die anderen kümmern. Für mich ist das eine Gerechtigkeitsfrage, die ich vielleicht wirklich zu ernst nehme. Jenny sieht es hingegen eher als Hauswarts-Syndrom. Das ist wirklich nicht sehr schmeichelhaft, aber wohl leider zutreffend.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Am ersten Tag in der neuen Bürowohnung sehne ich mich wehmütig nach meinem alten Arbeitszimmer zurück. Jetzt wohne ich in zwei Wohnungen und weiß nicht mehr, wie ich es mit der Ordnung halten soll. Wo liegt denn jetzt mein Zentrum? Wo muss ich ordentlich sein und wo kann ich es hingegen lockerer angehen? Vor allem: Immer ist genau das Buch, das ich gerade brauche, ganz sicher in der anderen Wohnung.

Jenny wird zwangsläufig immer häuslicher. Ich verschaffe mir etwas Ausgleich, indem ich verstärkt zu Konzerten gehe und mir erfolversprechende junge britische Bands anschau. Ich liebe es, dort zu stehen, zuzuschauen, zuzuhören und Bier zu trinken, bis alles in mir ganz leicht wird. Ich hoffe und bilde mir ein, dadurch ganz neue Inspirationen zu bekommen.

Ich beneide die Musiker um ihren Beruf, um diese Möglichkeit, ihren Emotionen freien Lauf zu lassen. Ich selbst kann das nicht in diesem Ausmaß machen. Beim Schreiben geht das nicht. Schon gar nicht, wenn man, wie ich, hauptsächlich über das Geld schreibt.

Am Montag, den 13. März 2000, kommt um 10:30 Uhr die wichtigste und schönste Nachricht des neuen Jahrtausends: Wir werden ein gesundes Kind bekommen!

Unsere Freunde Ulli und Franz, die sowieso schon alles besitzen, und meistens sogar in dutzendfacher Ausfertigung, haben überdies auch noch eine wundervolle süße kleine Tochter. An sie haben wir immer gedacht bei dem Wunsch nach einem eigenen Kind. Und dahinter deutlich zurücktreten zu müssen, wäre wohl kaum zu ertragen gewesen.

Aber nein, im Grunde genommen sind uns die anderen weitgehend egal, mir jedenfalls. Es ist etwas anderes, weit Tieferes, was uns bedrückt: Wir beide fühlen uns so machtlos, wir fühlen, es sind andere Kräfte, die da über uns bestimmen. In einer Talkshow wird der Fall geschildert, bei dem sich ein Baby im Mutterleib an der eigenen Nabelschnur erdrosselt hat. So bleiben Jenny und ich auch weiterhin im Bann unserer Furcht.

Mein zweites Buch für den neuen großen Verlag ist fertig. Die Korrekturen sind abgeseget. Und nun? Zeit, neue Kontexte zu erschließen und neue Horizonte abzustecken. Was ist eigentlich das Ziel meines Schreibens? Ist es mein größter Wunsch, berühmt zu werden? Eigentlich schon, aber uneigentlich auch nicht.

Wenn ich für das Berühmtsein auf mein normales Leben, so wie ich es heute führe, verzichten müsste, dann reizt mich die Berühmtheit nicht. Dann lieber nicht berühmt werden und weiterhin das machen, was ich gerne möchte. Langsam wird die Bürowohnung meine neue Festung.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Wenige Tage später erfahren wir das letzte Ergebnis von Jennys Fruchtwasseruntersuchung: Es wird ein Mädchen! Dabei hatte die Oma auf dem Ultraschallbild bereits einen Pimmel erkannt. Jenny weiß es schon, als wir auf der Straße aufeinander zulaufen. Ob ich denn sehr enttäuscht sei? Nein, bin ich überhaupt nicht. In ein Mädchen verliebt es sich doch wesentlich leichter als in einen Jungen.

Wir besorgen uns sofort ein Namensbuch und finden gleich am ersten Abend einen Namen: Lisa. Jenny hatte früher zwar angekündigt, wenn sie einmal ein Mädchen bekommen würde, müsste das unbedingt Nina heißen, doch sie akzeptiert, dass ich diesen Weg nicht mitgehen kann. Denn Nina war ein Mädchen aus meiner Parallelklasse, das Anti-Mädchen schlechthin. Und bei jeder Namensnennung meiner eigenen Tochter auf diese Nina verwiesen zu werden, wäre eine zu hohe Bürde.

Wir brauchen einen Namen wie ein weißes Stück Papier, das wir beide von nun an gemeinsam und jeder für sich vollschreiben können.

Ich rufe Vater an und will mit ihm reden. Der jedoch bleibt zurückhaltend und sagt, bei ihm habe sich durch die lange Sprachlosigkeit viel angestaut. Ich biete ein Gespräch an, doch Vater entgegnet nur: Ach, was soll das. Ich sage ihm nichts von den neuen Entwicklungen hinsichtlich unseres Kindes. Und er fragt auch nicht danach.

Die folgenden Nächte schlafe ich schlecht. Seitdem ich weiß, dass mein Kopf in Ordnung ist, spüre ich das Ziehen und die Spannung in meiner linken Gesichtshälfte noch weit stärker als vorher. Beinahe mein ganzes Leben über habe ich mich mit Vater identifiziert, doch jetzt, wo ich ihn langsam aus meinem Kopf herausdränge, kommt er umso vehementer durch den Körper wieder zurück.

Ich fahre nach Frankfurt zum Forum für Wachstumsunternehmen und komme mit der Erkenntnis zurück, dass es für mich sicherlich nichts Langweiligeres auf der Welt gibt als Unternehmen. Im Zug lese ich ein Buch über die Inseln vor der Bretagne. Sofort werde ich magisch angezogen. Es dauert nicht lange und ich bin ganz eingetaucht in diese Welt, sitze nicht mehr in der Bahn und habe nichts mehr mit Unternehmen zu tun, sondern stehe tatsächlich selbst auf den Felsenklippen am Meer.

Es ist ungewohnt und neu, nicht wie sonst mit meinem Vater sprechen zu können. So etwas hat es in meinem Leben noch nicht gegeben. Bisher habe ich mich über alles, was mir wichtig war, stets mit ihm ausgetauscht. Es tut mir sehr weh, dass er jetzt nicht da ist.

Ich fühle mich, als sei ich ohne Nennung von Gründen durch ein Geheimurteil von meinem Vater abgeurteilt worden. Meine damit verbundene Neuorientierung macht mir aber auch vieles klar: Erst jetzt merke ich, wie ich vorher ständig unter

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

dem Zwang gestanden habe, mich immer pünktlich und wie vorher angekündigt bei Vater zu melden. Und stets war ich derjenige, der angerufen hat, niemals Vater.

Unsere Abfahrt zum Luganer See ziehen wir einen halben Tag vor, weil ein großer Bahnstreik angesetzt ist und wir Angst haben, nicht mehr wegzukommen. Wir buchen den Nachtzug nach Zürich und bekommen eines der letzten Schlafabteile. Anschließend fahren wir in den roten Waggons der Schweizerischen Bundesbahn durch eine phantastische Bergkulisse. Vom Zug aus entdeckte ich den *Großen Mythen*, einen markanten Berg, auf den ich 1971 mit meiner Mutter geklettert bin, im einzigen und letzten Urlaub allein mit ihr.

Anfang 1971 ist Vater ausgezogen, weswegen der gemeinsame Sommerurlaub in diesem Jahr natürlich ausfiel. So ist dann Vater mit mir über Ostern an den Gardasee und nach Venedig gefahren und Mutter im Sommer nach Brunnen an den Vierwaldstättersee. An beide Reisen besitze ich detaillierte Erinnerungen, an die der Trennung meiner Eltern hingegen nur eine einzige, die zudem extreme Widersprüchlichkeiten aufweist.

Hier herrscht bis heute eine vollständige Amnesie in mir.

Es gibt keine verlässlichen Erinnerungen und nur eine einzige Zeugenaussage. Sie stammt von meinem Freund André, der damals Psychologiestudent war und den meine Mutter engagiert hatte, mir bei der Trennung psychologische Hilfestellung zu geben. André sagt, Vater und Mutter seien damals in meiner Anwesenheit mit Messern aufeinander losgegangen.

Das Einzige, was ich selbst erinnere, ist eine Szene, in der meine Eltern mir auf dem Balkon von Vaters Auszug berichten. Es ist Spätsommer und die Aprikosen sind reif, die dunkel-orangen Früchte hängen schwer am Baum und duften wunderbar. Wir stehen an der Brüstung, es ist schwülwarm und meine Eltern erklären mir, was sich jetzt auch für mich alles verändern wird, wenn Vater nicht mehr da ist.

Das Bild passt allerdings nicht. Vater ist Anfang Januar ausgezogen. Und da war gleich doppelt keine Aprikosenzeit.

Plötzlich kommt mir jedoch eine Idee, die das Ganze allerdings noch schlimmer macht: Es gab wohl vorher schon einmal den Entschluss Vaters, auszuziehen. Doch dann hieß es, er würde meinetwegen bleiben. Das mag durchaus zur Zeit der Aprikosenernte gewesen sein.

Als er dann jedoch trotzdem ausgezogen ist, muss mich das umso härter getroffen haben, denke ich jetzt. Erst wollte er meinetwegen bleiben, ist dann aber doch gegangen. Ich war es ihm also wohl nicht wert. Oder fühle ich mich gar schuldig an seinem Weggang?

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Auf jeden Fall habe ich noch heute ein völlig anderes Verhältnis zu Aprikosen als andere Menschen. Aprikosen sind keine normalen Früchte, sie waren einmal so süß und so saftig, wie es sie in keinem Laden zu kaufen gibt. Selbst in der Wachau habe ich zur Aprikosenzeit nicht annähernd so schöne Früchte gefunden wie damals, in meinem verlorenen Paradies. Heute sind alle Aprikosen hart, trocken und sauer.

Auf der Reise nach Venedig wird Vater krank und schleppt sich mit Grippe durch. Ich besitze allerdings sehr positive Erinnerungen an diese Reise, vor allem an die Übernachtungen am Gardasee und Lago Maggiore. Dort haben wir jeweils in kleinen Hotels direkt am See gewohnt. Ich bin ja vorher niemals in Italien gewesen.

Heute wohne ich selbst am liebsten in einsamen Hotels direkt am See. Auch in unsere Orte auf der Hinfahrt am Gardasee, Malcesine und Tremosine, bin ich stets wieder zurückgekehrt. Und überall versuche ich heute in Restaurants, kleine frittierte Fische zu bekommen, wie Vater und ich sie früher dort gefangen und gegessen haben.

Ich besitze heute allerdings eine irrationale Angst, kurz vor jeder Reise eine heftige Erkältung zu bekommen. Seit wann jedoch? Grippe in Italien. Vorher niemals im Süden gewesen. Und später Hemingways *Über den Fluss und in die Wälder*. Kann so etwas wirklich so prägend sein? Damals war ich vierzehn.

Beim Urlaub mit Mutter erinnere ich mich sogar noch an den Namen der Band, die stets auf der Hotel-Terrasse aufspielte. Jeden Abend stand ich da und schaute sehnsüchtig. Nachts träumte ich den immer wiederkehrenden Traum, mit Uschi aus meiner Schulklasse zusammen zu sein.

Heute stutze ich darüber. Uschi ist in meiner Grundschulklasse gewesen. 1971 in der Schweiz befand ich mich jedoch bereits in der neunten Klasse auf dem Gymnasium. Bin ich damals so dem Vorherigen verhaftet geblieben?

Im Strandbad las ich die *Bravo* und schrieb meine nächtlichen Träume in Form von Wachträumen fort. Uschi und ich reisten darin als Zigarettenverkäufer durch die Lande. Das war eine schöne und keinesfalls schwere Arbeit, wir mussten nur die Geschäfte beliefern und die Automaten bestücken und das mit dem, was wir am liebsten hatten. So ein Leben habe ich mir damals am meisten gewünscht.

Mit Mutters Verzweigung und Vaters andauernd existentiell gefährdetem Geschäft wollte ich nichts zu tun haben.

Die weiteste Annäherung an meinen Traum gelang mir jeweils am späten Abend, wenn ich am offenen Hotelfenster mit Mutters Erlaubnis eine Zigarette rauchen durfte.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Und dann bin ich mit Mutter eben auf den Großen Mythen gestiegen. Mit dem Bus sind wir zu unserem Ausgangspunkt gefahren, anschließend zu Fuß weiter gelaufen und dann hinaufgeklettert auf diesen Felsgiganten. Das war eine ganz schöne Tour. Auch hier weiß ich noch fast alles. Ich glaube, insgesamt waren wir über fünf Stunden zu Fuß unterwegs. Erstaunlich, dass Mutter, die ansonsten immer über ihre Gesundheit klagte, das so gut geschafft hat. Denn gejammt über die Anstrengung habe ausschließlich ich.

Zwei Sommer hat Mutter anschließend noch durchgehalten. Danach hat sie Schluss gemacht. Mir blieben die Sommer der Jahre 1972 und 1973. Sie wurden die Sommer meines Lebens, die mich auf Dauer geprägt haben. Zum ersten Mal war ich völlig frei, gab es Mädchen, Musik, Alkohol, Fußball. In England war alles besser. Seitdem ist England mein Land.

Wenn ich jetzt der schwangeren Jenny gegenüber sitze, aus dem Zugfenster schaue und den Großen Mythen erblicke, habe ich Tränen in den Augen. Meine Erinnerungen sind mir nah wie nie zuvor. Auf der Rückreise möchte ich daher am liebsten nicht mit dem Zug fahren, sondern einen Mietwagen nehmen und in Brunnen einen Zwischenstopp einlegen. Jenny stimmt meiner Spurensuche zu.

Im Tessin wohnen wir in einem kleinen Bergdorf auf der Halbinsel südlich von Lugano. Die Sonne scheint bereits am Morgen sehr intensiv, so dass wir draußen frühstücken können. Mittags zieht es uns oft nach Morcote, dem kleinen, langgezogenen Dorf direkt unten am See. Dort essen wir in einem Restaurant, das uns an das *Ty Breizh* in Berlin erinnert, mit dem uns beide so viel verbindet.

Mir bedeutet es viel, dass es in unserer genormten Zeit noch solche Refugien gibt. Vorher haben wir in der Kirche von Morcote eine Kerze aufgestellt, für Lisa, die langsam deutlich sichtbar wird in Jennys Bauch. Wir beide glauben zwar nicht an Gott und schon gar nicht an die segnenden Wirkungen des Kerzenaufstellens, haben aber trotzdem ein unglaublich angenehmes Gefühl dabei.

Ich denke jetzt nicht nur oft an meine Mutter, sondern auch an Vater. Bei ihm müssen so viele Dinge unter der Oberfläche geblieben sein, und das hat sich schließlich aufgestaut. Hat sich so lange aufgestaut, bis es dann bei einem eigentlich völlig nichtigen Anlass alles auf einmal herausgekommen ist. Der ganze Frust von sicherlich annähernd vierzig Jahren.

Im Hotel erfahre ich, dass nur ein paar Dörfer weiter und hier gleich um die Ecke Hermann Hesse gelebt hat. Ich habe bis dahin noch nicht wirklich etwas von ihm gelesen, besorge mir jetzt aber sofort *Der Steppenwolf* und bin sogleich fasziniert. Das Buch ist eigenartig geschrieben, eigentlich fast laienhaft, finde ich, doch das macht nichts, im Gegenteil, schließlich bin ich schon seit jeher kein Freund der

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!